

die Position Reppens, lassen also keinen inneren Zusammenhang und keine gezielte Strategie Pacellis erkennen.

Die materialreiche, anschauliche, sauber belegte und uneingeschränkt verdienstvolle Arbeit hat beim Rezensenten allerdings auch Wünsche aufkommen lassen. Den Wunsch, den Fluss der Ereignisse weniger nachgezeichnet, sondern intensiver und problembewusster kommentiert zu sehen. Den Wunsch, die Arbeit eines so herausragenden Journalisten auch in einer gezielt kommunikationsgeschichtlichen Perspektive dargestellt zu sehen (so verlangt etwa Burtscheidts Hinweis auf das von Raitz von Frentz aufgebaute Netzwerk an Kontakten nach einer förmlichen Netzwerkanalyse). Für Letzteres bietet Burtscheidts Studie bereits einige wertvolle Vorarbeiten (S. 53–79).

Trier

Bernhard Schneider

*Henkelmann, Andreas: Caritasgeschichte zwischen katholischem Milieu und Wohlfahrtsstaat. Das Seraphische Liebeswerk (1889–1971), Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B Forschungen, Bd. 113, Paderborn u. a., Ferdinand Schöningh Verlag, 2008, 508 S., Geb., 978-3-506-76527-7.*

„Rettet weiße Heidenkinder!“ „Der erste Zweck des Seraphischen Liebeswerkes ist: arme verahrloste Kinder vor dem Verlust ihres hl. Glaubens zu retten.“ Die plakative Programmatik des Seraphischen Liebeswerks wirkt heute obskur. Sie war aber im wilhelminischen Deutschland ein voller Erfolg. Drei Jahre nach seiner Gründung 1889 zählte das Liebeswerk bereits 50000 Mitglieder. 1914 waren es 391000. Seine Attraktivität beruhte auf der Verbindung von Pastoral und Caritas. Im Kern der Arbeit standen nicht nur glaubensgefährdete Kinder, sondern auch die Zeitschrift „Seraphischer Kinderfreund“ mit der Kinderbeilage „Das Marienkind“. Nicht mehr als zwei Fünftel der Ausgaben des Liebeswerks wurden 1913 für Pflegekosten verwandt. Ein knappes Drittel floss hingegen in die Vereinszeitschrift, weitere 16% in Personalkosten. Wer die Zeitschrift abonnierte und damit das Werk finanziell unterstützte, wurde regelmäßig über die Größe eines Gebets- und Gnadenschatzes informiert, der durch eifrig gelesene Messen und Gebete der „Pflegerlinge“ für ihre „Retter“ bestand. „Du brauchst dem lieben Gott nur ein paar Groschen zu leihen, gegen hohen, unterhört hohen Zins und mit sicherster Garantie“, hieß es 1895 im Seraphischen Kinderfreund. Regelmäßig wurde – bis zum bischöflichen Verbot dieser Praxis – über

Gebetshörungen berichtet. Vor allem katholische Unterschichtangehörige und überwiegend Frauen fanden dieses Angebot attraktiv. Katholische Bürger und Intellektuelle wandten sich indigniert ab.

Andreas Henkelmann schreibt vor allem eine Organisations-, Programm-, Personal- und Politikgeschichte des Seraphischen Liebeswerks. Fürsorgerische Praxis und die Beziehung zwischen Mitgliedern und Führung werden thematisiert, sind aber quellenbedingt nur schwer zu fassen. Unter den Quellen ragen die ungedruckten Materialien aus der Geschäftsstelle in Koblenz-Ehrenbreitstein hervor. Daneben wurden ergänzend Quellenbestände aus neun anderen Archiven sowie das gedruckte Schrifttum herangezogen. Henkelmann gliedert seine Darstellung chronologisch in fünf Hauptteile und sortiert innerhalb dieser Hauptteile thematisch. Das führt gelegentlich zu Dopplungen, bewährt sich im Allgemeinen aber gut. An manchen Stellen uferd die Darstellung aus – auf die Darstellung der Wohnungsprobleme Anna Reinheimers S. 298ff hätte auch verzichtet werden können – insgesamt aber habe ich die 469 Textseiten mit Gewinn gelesen.

Die Lektüre lohnt sich, weil Henkelmann sein Beispiel gut in die Milieudiskussion der Katholizismusforschung einbettet. Er weist anhand der konfliktreichen Beziehungen zwischen dem Liebeswerk und anderen caritativen Akteuren auf die Spannungen hin, die im caritativen wie im politischen Katholizismus unterhalb der nach außen sichtbaren Milieudächer Caritasverband bzw. Zentrumsparterie wirksam waren. Er folgert aus der im Wilhelminismus hohen, schon während der Weimarer Republik aber verblassenden Attraktivität der Liebeswerkprogrammatik, dass dem Milieu eine erheblich größere historische Dynamik innewohnte als meist angenommen. Er fordert nach Untersuchung der Aktionsweisen von Ordensangehörigen, Klerikern und wohlfahrtsprofessionellen Laien, die unterschiedlichen Rollenzuweisungen und Konkurrenzen innerhalb des Milieus stärker zu berücksichtigen als dies Begriffe wie „Milieumanager“ (Olaf Blaschke) oder „caritatives Sozialnetzwerk“ (Meike Wagener-Esser) tun. Er plädiert abschließend dafür, das Milieu als Ort einer ständigen diskursiven Selbstverständigung über katholische Identität zu begreifen. Ein in dieser Weise offener Milieubegriff könne die 1960er Jahre als Transformation und nicht als Zusammenbruch des katholischen Milieus in den Blick nehmen.

Andreas Henkelmann wurde mit der Untersuchung des Seraphischen Liebeswerks an der katholisch-theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum promoviert. Die Distanz

des Historikers und die kritische Sympathie des Theologen prägen das Buch gleichermaßen. Nur an einer Stelle schlägt der Theologe den Historiker: Die Theologie der 1950er und 1960er Jahre sowie das Zweite Vatikanum werden nicht mehr historisiert. Hier dominieren unkritisch verwandte Quellenbegriffe wie „der theologische Aufbruch in die Welt“ (S. 422) oder „traditionelles Caritasverständnis“ (S. 430). Insgesamt aber liegt ein quellenwie forschungsnahes Werk vor, das umsichtig, reflektiert und selbstbewusst argumentiert. In dem lange unterschätzten caritativen Katholizismus liegt, so macht die Dissertation von Andreas Henkelmann deutlich, erhebliches Potential für die Katholizismusgeschichtsschreibung insgesamt.

*Tübingen*

*Ewald Frie*

*Ludwig, Hartmut*, An der Seite der Entrechteten und Schwachen. Zur Geschichte des „Büro Pfarrer Grüber“ (1938 bis 1940) und der Ev. Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte nach 1945, Berlin: Logos Verlag Berlin, 2009, 195 S., 978-3-8325-2126-4

Das „Büro (Pfarrer) Grüber“ war die wichtigste Hilfseinrichtung für evangelische „Nichtariern“ in der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. Das vorliegende Buch hat eine längere Vorgeschichte, besteht die erste Grundlage doch aus der 1988 an der Humboldt-Universität vorgelegten Habilitationsschrift (also der Promotion B) des Autors, der seither weitere Einzelbeiträge zu diesem Thema geliefert hat. Die Veröffentlichung besorgte die „Evangelische Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte“, die in der Nachfolge des Büros Grüber steht und die damit auch ihre eigene Geschichte geschrieben bekommen hat.

Das Buch besteht aus einem ersten, darstellenden Teil zur Geschichte des Büros Pfarrer Grüber, einem zweiten, biographisch-erinnernden zu den ermordeten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Büros sowie einem dritten zur Evangelischen Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte in den Nachkriegsjahren. Nachgestellt ist ein Zeitzeugnis von Walter Sylten, dem Sohn des wichtigsten Mitarbeiters von Heinrich Grüber, des 1942 ermordeten Werner Sylten.

Publikationen zum Thema Kirche und Juden bzw. Kirche und Judenchristen haben es mit einem Sachverhalt zu tun, der sich nicht einfach historisieren lässt. Die Frage der Einschätzung des Verhaltens „der Kirche“ ist immer wieder aktuell, und selbst, wenn man sich vergegenwärtigt, dass der Antisemitismus allgemein tief verwurzelt war, ist doch die weithin zu verzeichnende Untätigkeit der Kirche(n) immer

aufs Neue erschreckend. Verstärkt wird dieses Erschrecken durch die Enttäuschung, dass auch die Bekennende Kirche oft keine erhöhte Sensibilität für die Gefährdeten und Verfolgten zeigte – dass sie in sich uneins und schon der Selbstbezeichnung nach mit anderem befasst war, ist andererseits nur zu bekannt. Umso drängender ist die Frage nach den wenigen Gerechten, die es nicht nur unter den der Bekennenden Kirche Zuzurechnenden gab. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Büros Grüber waren derer einige, sie standen, so der Buchtitel, „An der Seite der Entrechteten und Schwachen“. Auch sie aber waren vor allem mit Christen befasst. Die Kirche stand eben nicht vor der „Judenfrage“, die sie weithin ignorierte, sondern in erster Linie vor der Judenchristenfrage – der nach den christlichen „Nichtariern“ also –, und dafür engagierten sich Menschen aus ihren Reihen.

Der erste Teil zur Geschichte des Büros Grüber macht deutlich, dass seit 1933 etliche Hilfsprojekte geplant wurden, die sich die Kirche (institutionell also die Deutsche Evangelische Kirche oder die Landeskirchen) aber nicht zu eigen machten, ebensowenig tat dies die Diakonie. Namen wie Marga Meusel, Charlotte Friedenthal, Elisabeth Schmitz und Friedrich Weißler stehen für den Ruf, das Schweigen zu brechen, und immerhin kam es 1938 zur Gründung der Hilfsstelle für Christen jüdischer Herkunft. Ihr Leiter wurde Heinrich Grüber, der nun auch Unterstützung beim lutherischen Flügel der Bekennenden Kirche fand, und somit auch in den Bekenntnisbewegungen in den lutherischen Landeskirchen, nicht aber bei Friedrich von Bodelschwingh, um den Grüber warb. Institutionalisiert wurde die Hilfsstelle erst durch die staatliche Anerkennung im Dezember 1938: Nach der Reichspogromnacht sollte sie die Auswanderung von evangelischen „Nichtariern“ befördern. Beteiligt war sie auch an den „Kinderverschickungen“ „nichtarischer“ christlicher, aber auch jüdischer Kinder nach England. Zu solchen Zwecken dienten ökumenische Kontakte, vor allem zu Bischof Bell, aber auch in andere Länder. Ein spezielles Problem resultierte daraus, dass die Verantwortlichen auf staatlicher Seite die christlichen Hilfsstellen für getaufte Juden am liebsten kurzerhand in die „Reichsvereinigung der Juden“ integriert hätten, was immerhin abgewendet werden konnte. Eine engere Zusammenarbeit mit der Reichsvereinigung war das Ergebnis. Sie betraf auch den Aufbau einer „Familienschule“ für Kinder aus betroffenen evangelischen und katholischen Familien. Die erste Leiterin dieser Schule war Klara Hunsche, eine von mehreren mutigen „Vikarinnen“, also nichtordinierten Theologinnen